Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„In der spartanischen Kürze seiner Strophen sitzt (!!) ein ganzer Kerl mit wilden Krallen. Ist es nun wenig oder sehr viel, wenn sich eine Persönlichkeit so unverwechselbar ausdrückt in einem Band zum Teil recht frecher Gedichte, wie es Kerr tun kann . . ."

und anschließend das Gedicht abgedruckt:

Schiller in Berlin.

Schau — die Hauptstadt unsrer Mark
Schuf den schönen Schillerpark.
Stammgesellschaft: Ringenepper,
Luden und Kaschemmenschlepper.

Welche bleiche Kinderserie?
Schnepfenstrich für Minderjährige!
Wo man junge Jöhren trifft
Aus dem Magdalenenstift.

Auf den Bänken: Alkohol;
Selbstmord; Pulle mit Lysol.
(Unsre Tragik wurde niedrig,
Großer Schiller! Teurer Friedrich!)

Schillers Lauscheplatz durchstrich
Keiner ohne Messerstich.
Schaudernd drehst Du Dich im Grabe
(Teurer Friedrich! Edler Schwabe!)

„Einen ganzen Kerl mit wilden Krallen" nennt die „Neue Zürcher Zeitung" einen, der so was „dichten" kann. — Auch ein Kulturdokument! D.

Bücher-Rundschau

Ein Weckruf.

In Frankreich werden Kulturkrisen zunächst nur als Störungen der nationalen Existenz, der gewohnten Lebensabwicklung gewertet und irgend ein Nachbar oder die eigenen Politiker als deren Urheber betrachtet. Diese eigentlich romanische Gegenwirkung, eine gewisse Blickbegrenzung, durchbricht die neue Erscheinung, daß heute Bücher, die beherzt an übernommenen Anschauungen rütteln, wie Romain Rollands Mahatma Gandhi, oder noch mehr „Explication de notre temps" von Lucien Romier (Grasset, Paris 1925) in einem Anlauf große, gebildete Kreise erobern. Man ist geneigt, daraus zu folgern, daß ganz allgemein die Gunst eines über die Zukunft seines Landes beunruhigten Publikums den Schriftstellern gilt, die auf ihre Pflichten als Menschen und Bürger nicht verzichten. —

Romier betrachtet das staatliche Leben vorwiegend als ein intelluktuelles Problem und erst in zweiter Linie als ein politisches. Demzufolge erscheint ihm — in Anlehnung an das 18. Jahrhundert — die Aufgabe der Schriftsteller in der Vorbereitung eines großen Jahrhunderts als eine primäre und bahnbrechende. Er hat denn auch nicht gezögert, in einem Buche der Einführung, wie er dieses jüngste Werk bezeichnet, den Aufbau des französischen Staates zu zergliedern, dessen Einreihung und mögliche Weiterentwicklung im europäischen System zu umschreiben. —

Wenn Lucien Romier sich heute als Chefredaktor des „Figaro" der Bewunderung seiner Zunftgenossen, als Deputierter der Stadt Paris der Achtung seiner Gegner im Parlamente erfreut, wenn er die Blüte seines Landes durch

kurze, dringende Leitartikel in seine Gedankenkreise zu ziehen vermag, so ist die Erklärung dieser Erfolge in der Tatsache seiner wahrhaft umfassenden Geistesbildung zu suchen. Durch geschichtliche Arbeiten ist er zuerst bekannt geworden. Sein Leben besteht aus Studienjahren: Von der Sorbonne ging er an die Ecole des Chartes, an die Ecole des Hautes Etudes und von da an die Ecole Française in Rom. Jährliche wissenschaftliche Missionen nach Deutschland, England und Österreich haben ihn mit den Fragen und Zusammenhängen des politischen Lebens vertraut gemacht. Diese Einsicht machte aus ihm einen „catholique pratiquant" und Antidemokraten. Als solcher tritt er heute mit dem Weckruf „Ne sachant plus être les servants d'une cause, nous sommes les esclaves de tout le monde" vor sein Volk. —

Jede geopolitische Betrachtung Frankreichs muß mit der Wertung seiner Randlage beginnen, welche einen auffallenden Vorteil gegenüber Deutschland darstellt. Diese Randlage ist als solche günstig; ihre besondere Bedeutung aber gewinnt sie erst durch die geographische Einheit und durch eine günstige, politische Kräfteverteilung. Die geographische Einheit ermöglichen ausgeprägteste Naturschranken und vertikaler Aufbau, welcher das Seinebecken und den Puy de Dôme als Schnittpunkte hat. Schon in Caesars Bellum Gallicum finden wir Frankreich als einen klaren geographischen Begriff, welche Grundlage die Möglichkeit zu einer einheitlichen, zentralistisch regierten Nation bot. Das Seinebecken ist dessen geologischer und wassergeographischer Mittelpunkt; die Geschichte schuf hier auch die politische Zentrale. Der Kern dieses Beckens, die „Ile de France", Gegenstand so manchen Liedes und Geburtsland großer Dichter, ist an sich eine Festung, dann aber auch das Zentrum, von dem aus friedlicher Verkehr auf Straßen, Bahnen und Flüssen über das ganze Land ausstrahlt. — Neben dieser geographischen tritt nun auch eine, gerade durch sie, teils aber auch geschichtlich bedingte, politische Überlegenheit hervor. Denn: Frei von jedem äußern Druck ist Frankreichs biscayische und pyrenäische Front. Aber nicht nur der Rücken, sondern auch die Flanken — Mittelmeer-, Alpen- und Kanalfront — sind seit der napoleonischen Epoche ungefährdet. Auf drei Fronten also ist es frei und nur auf eine Seite, nach Nordosten, muß es mit Gewehr bei Fuß sein Augenmerk richten. Aus dieser Lage und aus dem Umstand, daß die Nordost-Grenze den Sturm am wenigsten hemmte, ergab sich der ganze, leidenschaftliche Anlauf Napoleons und des Frankreich von 1914 nach Osten, an die natürliche Grenze seines Wohnraumes, an den Rhein. Der Abschluß der jüngsten Auseinandersetzung hat den Rhein wieder einmal zur Ostgrenze gemacht und damit Frankreich zum dritten Male die Hegemonie auf dem Festlande gegeben. —

Nachdem Romier so in scharfsinniger Weise Frankreichs geographischen Aufbau und politische Lage präzisiert, die wirtschaftliche Entwicklung des Landes und der Städte geprüft hat, zeichnet er in meisterlicher Art, wie trotz allem eine ungewisse Zukunft über seinem Lande liegt: Die erste Komponente, Frankreichs geopolitische Stellung ist dadurch eine unbestimmte Größe geworden, weil dieser letzte Krieg, nicht die Entdeckungen Ende des 15. Jahrhunderts, die Achse der Zivilisation und der Weltwirtschaft verschoben haben, nach Westen, an die Peripherie Europas, wo sie Frankreich aber nicht mehr schneidet. Eine zweite, nicht bestimmbare Komponente bedeutet seine kontinentale Stellung. Diese erscheint allerdings heute als eine Vormacht, aber sie ist es in Wirklichkeit nicht. Denn, trotzdem Frankreich nur eine gefährdete Grenze hat, Deutschland aber umgekehrt nur eine frei — und auch die nur für den Fall, daß Mussolini am Brenner Halt macht —, trotzdem der Krieg hier Gebietszuwachs, dort aber Gebietsverluste gebracht hat, bleibt es „la masse légère" gegenüber Deutschland „la masse lourde". Wird dieses Mißverhältnis wieder zum Kriege führen, oder ist das Reservoir der französischen Rasse so groß, daß ihre sinkende Volkskraft neu befruchtet wird und Frankreich dadurch in eine Gleichgewichtslage zu seinem Nachbar kommt? Die Antwort, die Romier darauf gibt, tönt wie ein Credo. Er glaubt an die Zukunft seines Landes und zeigt der Jugend den Weg und ihre Pflicht. Nie mehr seit hundert Jahren ist einer Jugend, ruft er ihr zu, eine herrlichere Aufgabe zugekommen: den Sieg fruchtbar zu

gestalten. Doch wie stellt sich Romier die Hebung der Volkskraft, diese Renaissance seines Volkes vor? —

In der Wiederaufrichtung der Religionsordnung ohne Laizisierung findet er ihre Grundlage. Deshalb verlangt er diese Rückkehr, weil er nur sie, nur die in ihren Rechten und Pflichten ungeschmälerte National-Kirche (Konkordat Napoleons mit dem Kardinal Consalvi) als fähig erachtet, der Institution der Familie, wie sie heute nur noch der Bauer und der alte Landadel hochzuhalten wissen, die Stadtbevölkerung aber vernachlässigt hat, im ganzen Lande erneut ihre eigentliche Bestimmung zurückzugeben. Romier erstrebt deshalb diese Wiedergeburt und Stärke so nachdrücklich, weil nur die intakte Familie es einer Nation ermögliche, Krisen zu überwinden, weil sie nur durch eine neue Wiedereinsetzung als Grundpfeiler des französischen Staates imstande sein werde, die sinkende Volkskraft zu heben. — Parallel zur sittlich-sozialen Bewegung möchte Romier aber eine politische Umschichtung entstehen sehen: Mit den agrarisch eingestellten Rentnern, mit den Bauern, deren unerschöpfliche Kraft durch Jahrhunderte den Staat immer wieder aufgerichtet haben, aber ohne den Bürgerstand, da er seit der französischen Revolution unfähig geworden ist, Träger einer Regeneration zu sein, will er den neuen Weg gehen. Aus diesem Volkstum heraus möchte er eine aristokratische Führung bestellen. Denn das steht für Romier fest, nicht auf demokratischer Grundlage, nicht mit ihren künstlichen Parteistellungen, sondern nur ohne diese, mit einer aktiven Aristokratie ist ein Aufbau möglich. „Pour moi, l'aristocratie est une force reposant sur une assise matérielle stable (fortune immobilière) et se consacrant à un bout désintéressé." Diese Herrschaft der Besten würde in ihren „equipes", wie Lyautey es in Marokko tat, ihren hervorragenden Ausdruck finden. Die Berufspolitiker aber sollen von der Bildfläche verschwinden und an deren Stelle eine assemblée regionale und eine assemblée professionelle als technische Führung eingesetzt werden. Gerade diese letzte Idee war es, die in der Hilflosigkeit der Parteien und der Doktrinen nach Loucheurs Sturz, kurz vor Weihnachten, ihren Weg durch die ganze französische Presse fand, welche nicht zögerte, die Idee ihres Gesinnungsgenossen oder Gegners ernstlich zu erwägen. —

In der Durchführung dieser beiden Hauptideen — Stärkung der Familie als innerer Halt der Nation durch die Kirche und aristokratische Führung organisch aus dem Volkstum hervorgewachsen — erblickt Romier die Möglichkeit, die Wirkung eines mit ganz Europa zusammen an Amerika verlorenen Krieges zu überwinden und das für den europäischen Frieden nötige, durch die Hebung der französischen Volkskraft ermöglichte Gleichgewicht des Kontinentes wieder herzustellen. —

Hermann Hagenbuch.

Rußlands Eintritt in den Weltkrieg.

Unter diesem Titel hat **Gunther Frantz**, Mitglied des Reichsarchivs und Major a. D., 1924 bei der deutschen Verlagsgesellschaft für Politik in Berlin ein Buch publiziert, das eine Menge bisher unveröffentlichte russische Dokumente in Übersetzung enthält und das deshalb für denjenigen, der der Kriegsschuldfrage wirklich historisch nachgeht, von außerordentlichem Interesse ist.

Der Verfasser gibt zunächst alle nur wünschbaren Zahlen und Einzelheiten über die russische Armee von 1914 und alle Kriegsvorbereitungsverordnungen wieder, darunter die französisch-russische Militärkonvention.

Wir erfahren, was man militärtechnisch in Rußland unter der „Kriegsvorbereitungsperiode", also unter gewissen Mobilmachungsarbeiten verstand, die rechtlich nicht als Mobilmachung gelten sollen und es doch sind. Daraus erklärt sich, daß die russische Mobilmachung einen viel rascheren Verlauf nahm, als die Deutschen es erwartet hatten.

Unter dem Einfluß von Sasonow (hinter dem Poincaré stand?) wurde der Eintritt der „Kriegsvorbereitungsperiode" im Kronrat schon am 25. Juli

1914 auf den 26. Juli beschlossen und auf den 29. Juli die Teilmobilmachung gegen Österreich-Ungarn. Am 30. Juli schon begann die Gesamtmobilmachung, während in Deutschland erst am 31. Juli der „Zustand der drohenden Kriegsgefahr" und am 1. August (eine Stunde nach Frankreich) die „allgemeine Mobilmachung" proklamiert wurde.

Die obigen Daten verdanken wir dem Buche von General Dobrorolski, dem damaligen Chef der Mobilmachungsabteilung im russischen großen Generalstab, also einem Manne, der es wissen muß.

So erklärt sich auch das Ultimatum von Deutschland an Rußland, dann an Frankreich und die darauf folgenden Kriegserklärungen, die Frankreich den großen psychologischen und für seine Soldaten moralischen Vorteil boten, das „angegriffene Land" zu spielen. Darin wurde es noch durch die unglückselige Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland unterstützt. Und es spielte seine Rolle lange über den Friedensschluß hinaus mit großem diplomatischem Geschick, bis die geöffneten russischen Archive zu sprechen begannen und sich auch gerechte Franzosen davon überzeugen mußten, daß Deutschland nicht nur nicht am Ausbruch des Weltkrieges allein schuld war, sondern, daß der, von der serbischen Regierung begünstigte Mord von Sarajewo der Funke in das große Pulverfaß bedeutete, und daß eine Lokalisierung des Krieges auf Österreich-Ungarn und Serbien auch Deutschland kaum mehr möglich war, nachdem sich Rußland schon am 25. Juli 1914 als erste Großmacht und als gefährlichster Gegner von Deutschland im Einverständnis von Frankreich (siehe die Memoiren von Georges Louis) hinter Serbien stellte. Das sah auch Viviani ein, wenn er an Sasonow telegraphierte, ob er nicht glaube, daß die vorzeitige russische Mobilmachung Deutschland die Gelegenheit verschaffe, auch zu mobilisieren.

In diesem Telegramm, das wir dem Buch von Frantz beifügen möchten, liegt doch für den, der einsieht, daß bei solchen Hochspannungen unter den Völkern Mobilmachung Krieg bedeutet, ein klassisches Bekenntnis der Mitschuld (vgl. auch die deutsche Monatsschrift über „die Kriegsschuldfrage").

Frantz befaßt sich nun aber keineswegs lediglich mit der Kriegsschuldfrage auf Seiten Rußlands. Diese sickert bloß aus Dokumenten durch. Er behandelt auch den Aufmarsch und den Operationsplan und gibt in 189 Anlagen (Dokumente) ein historisches Material von entscheidender Bedeutung wieder. Ganz interessant ist auch die Übersetzung einer Denkschrift des Generalleutnants Danilow, Generalquartiermeister des russischen Generalstabes, vom März 1914, eine strategische Beurteilung der Lage des künftigen Weltkrieges. Von der Schweiz wird z. B. gesagt, daß sie alles Interesse an der Aufrechterhaltung ihrer Neutralität und auch den festen Willen dazu habe (sic!). Carl Frey, Basel.

Von den Hohenzollern.

Kaiser Wilhelm II. von Emil Ludwig. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Wer die Biographien Ludwigs über Rembrandts Schicksal, über Bismarck, über Goethe und vor allem das vor kurzem erschienene Buch über Napoleon gelesen hat, hat mit Spannung diesem Werke entgegengesehen. Ludwig geht in seinen biographischen Schilderungen ganz andere Wege, als bis dahin üblich war, indem er bei all seinen Objekten das psychologische Problem zu lösen sucht, aber ganz anders, als es die wissenschaftliche Psychoanalyse oder die Psychologie der Medizin und die Psychiatrie tut, nämlich indem er sich persönlich in die Erlebnisse und Geschehnisse der Einzelnen einzuleben bestrebt. Es gelingt ihm dies umso besser, als er zweifellos nicht nur über hervorragende intellektuelle Eigenschaften verfügt, sondern auch ein gut entwickeltes Vorstellungsvermögen besitzt.

So ist seine Napoleon-Biographie unter den unzähligen über Napoleon erschienenen Schriften die erste, die uns den Helden menschlich näher bringt

und menschlich verstehen läßt. Ähnlich bei Bismarck. Es gibt in dieser Richtung nur noch einen Biographen, der sich mit ihm messen könnte, Georg Brandes in seinem „Cäsar". Aber wir halten dafür, daß Brandes in mancher Hinsicht von Ludwig übertroffen wird.

In der Weltgeschichte geschieht es selten, daß eine hervorragende Persönlichkeit noch zu Lebzeiten zu Handen ihrer Zeitgenossen psychologisch richtig und in aller Offenheit geschildert wird. Weder Sueton noch Plutarch haben derartige psychologisch richtige Gemälde zu geben vermocht. Es hat allerdings für einen Lebenden viel Peinliches, wenn er sehen muß, wie sein Leben mit dem Seziermesser in alle Einzelheiten auseinandergelegt wird. Aber Persönlichkeiten, die mitten in der Geschichte stehen, müssen damit rechnen und es ist besser für die Geschichte, wenn ein derartiges Bild auf die Nachwelt kommt, als nur dasjenige der politischen Zeitungen und Witzblätter.

Ludwig benutzt für seine Darstellung nur die Memoiren der nächsten Vertrauten des Kaisers, seiner Freunde und Paladine, wie Graf Waldersee, Tirpitz, Zedlitz-Trütschler, Eulenburg, Moltke und die Erinnerungen des Kaisers selbst. Kein Gegner kommt zu Worte, wie etwa Harden, Bebel und andere. Aber schon aus der Zusammenstellung von deren Urteile ergibt sich ein wenig anziehendes Bild von der Persönlichkeit des Kaisers. Ludwig sucht hiefür eine Erklärung zu geben. Er sucht die Schuld nicht beim Kaiser, sondern betrachtet dessen Wesen als sein Schicksal und wirft auf den eigentlich schwer geprüften und bemitleidenswerten Mann keine Steine.

Es gelingt Ludwig zweifellos, darzustellen, wie das Milieu, in dem der Kaiser geboren, aufgewachsen und gelebt, und das sich in seinen verschiedenen Altern ablöste, regelmäßig vom ungünstigsten Einfluß auf seine Anlagen, seinen Charakter und seine Entwicklung gewesen ist, die so, zum Schaden eines ganzen Reiches, eine flache und schiefe Richtung nehmen konnten. Den denkbar ungünstigsten Einfluß haben seine Mutter und seine Freunde, die es an der notwendigen Rücksichtslosigkeit und Offenheit fehlen ließen, auf ihn ausgeübt, sodaß seine ganze Entwicklung zu einem Zusammenbruch führen mußte. Wir vermögen allerdings Ludwig nicht in allen Teilen zu folgen, wenn er das Wesen des Kaisers allein die Schuld daran haben läßt; zum mindesten waren die Zeitumstände von gleich verderblichem Einfluß; d. h. der mit der mächtigen Entwicklung der Industrie verbundene Materialismus und der Niedergang des klassischen Ethos. Zu wenig berücksichtigt scheinen mir ferner gewisse zum Teil krankhafte Erbanlagen im Hause der Hohenzollern, die bei den einen, wie Friedrich dem Großen, durch die intellektuellen Fähigkeiten vollständig in den Hintergrund gedrängt wurden, bei Friedrich Wilhelm IV. sich aber deutlich geltend machten und bei andern Angehörigen des Hauses erst recht nicht genügend gehemmt wurden.

So mußte sich folgerichtig von Fehler zu Fehler eine Katastrophe entwickeln, besonders wenn man noch die besorgniserregende Persönlichkeit des Herrn von Hohlstein ihre schlimme Rolle spielen sieht, die scharf erfaßt und gezeichnet erscheint. Erschreckend und von einer seltenen Häßlichkeit ist das Bild, das von den Intriguen des Hoflebens und von der ganzen Flachheit der Geistesverfassung, die an diesem Hofe herrschte, gegeben wird.

Ludwig hat ein Meisterwerk der psychologischen Biographie geschaffen, die vom Republikaner und Demokraten zu Nutz und Frommen des eigenen Landes und der eigenen Heimat gelesen werden kann, denn sie zeigt, welch unberechenbaren Schaden ungeeignete Personen an hohen Posten anrichten können, und hierin sind sich Republik und Kaiserreich ja genau gleich.

* * *

Ich suche die Wahrheit. Von Wilhelm Kronprinz. Ein Buch zur Kriegsschuldfrage. 1925. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. Stuttgart und Berlin.

Der Kronprinz ging ja, wie es vielen an hohe Stellen Gerückten ergeht, nur als Zerrbild und Karrikatur durch die Geschichte. Über sein wahres Gesicht konnte man kaum Auskunft erhalten. Für viele, die nicht jeden Zeitungs-

klatsch glauben, war es eine sehr angenehme Überraschung, als seine militärischen Erinnerungen über den Krieg, sowohl die persönlichen, als die seiner Armeeführung, erschienen. Denn schon aus diesen ging hervor, daß man es mit einem Manne von ernster Lebensauffassung und gereiftem militärischem Urteil zu tun hatte, der es, sowohl mit seinen militärischen Pflichten, als auch mit seiner politischen Tätigkeit sehr ernst nahm, und der tiefe Einsicht in die Zeitläufe bewies und an dem die Zeitereignisse nicht unbeachtet vorbeigingen.

Sein vorliegendes Buch zeigt, daß ihm auch eine im Urteil treffsichere historische Ader innewohnt. Denn mit seltener Klarheit wird hier auf 400 Seiten die Politik Deutschlands in den letzten 50 Jahren abgewandelt. Wenn auch die Auffassung eines Hohenzollern aus begreiflichen Gründen da und dort mehr oder minder scharf hervortritt, so kann man nicht sagen, daß er in seinem Urteil einseitig wäre. Vor allem aber ist zu bemerken, daß er das, was er sagt, in den meisten Fällen zuverlässig durch Hinweise urkundlich zu belegen sucht. Die Tendenz seiner Arbeit geht darauf hinaus, dem Artikel 231 des Versailler Friedensvertrages, der das Schuldbekenntnis Deutschlands enthält, Grund und Boden zu entziehen, vor allem aus aber auch, sich mit verschiedenen französischen Publikationen der letzten Jahre (z. B. Parlamentsbericht) auseinanderzusetzen, die Deutschland die Alleinschuld überbürden wollen. Es darf ruhig gesagt werden, daß seine ganzen Ausführungen von hoher Sachlichkeit und ruhiger Darstellung getragen sind. Er vermeidet es, in einen beschimpfenden oder gehässigen Ton zu verfallen, wie dies heute Sitte und Mode geworden ist. Es wäre nur zu wünschen, daß auch die andern Parteien endlich einmal ähnlich sachlich vorgehen würden.

Eugen Bircher, Aarau.

Gold- und Geldprobleme.

Die Zukunft des Goldes von Dr. Kurt A. Hartmann. Mit 20 graphischen Darstellungen. Berlin, Speyer & Peters, 1925. 180 Seiten.

In der Wirtschaftsgeschichte erfahren wir, daß der Wert von Gold und Geld starken Schwankungen unterworfen ist. Der Verfasser nennt die Frage nach dem Wert des Goldes und seinen Veränderungen das allgemeine Goldproblem der Welt und untersucht die Ursachen dieser Erscheinung an Hand reichen statistischen Materials. Er zeigt, daß nicht bloß die Menge des Goldes seinen Wert bestimmt, sondern daß noch andere Faktoren mitwirken. Das Goldproblem ist zwar ein Metall- und Währungsproblem; es ist aber auch ein Kreditproblem, ein Zahlungsbilanzproblem, ein Verschuldungsproblem, vor allem ein Notenbankproblem; es hat nicht nur eine wirtschaftliche, auch eine eminent politische Seite. Deshalb zieht der Autor Inflation und Deflation, Kapitalexport und Goldverteilung, Handelsbilanz und Weltverschuldung und verwandte Fragen in den Kreis seiner Betrachtung. Er weist den hervorragenden Einfluß, die führende Rolle Amerikas nach. Die Schlußfolgerung der interessanten weltwirtschaftlichen Auseinandersetzung ist, daß das Gold ein Fremdkörper im Geldsystem der Wirtschaft sei. Das Heil wird im bargeldlosen Zahlungsverkehr und in der Weiterentwicklung der Notenbanken zu neuen und überlegenen Formen, nach dem Vorbild des Bundesreservesystems der Vereinigten Staaten, erblickt. Ob der Verfasser recht hat, ob eine „Internationale Reserve-Bank" das Problem löst, wird die Zukunft, wohl nicht schon die nächste, lehren.

Walter Beyli.

* * *

Robert Liefmann, Vom Reichtum der Nationen. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1925.

Unter dem ziemlich anspruchsvollen Titel „Vom Reichtum der Nationen" stellt Robert Liefmann beachtenswerte „Untersuchungen über die so-

genannten Reparationsfragen und die internationalen Verschuldungs- und Währungsprobleme" an. Das sind drei große Problemgebiete, die freilich eng miteinander verknüpft sind, auf einmal! Es ist wohl das richtige Verfahren, sie, für eine solche, mehr zur Aufklärung bestimmte Abhandlung, zusammenzubehandeln.

Liefmann ist einer der geistreichsten deutschen nationalökonomischen Theoretiker und er hat ganz recht, wenn er im „Vorwort" meint, die Theorie müsse zurate gezogen werden, um diese verwickelten weltwirtschaftlichen Probleme zu lösen. Eine andere Frage ist die, ob gerade seine Theorie hierzu am besten berufen sei! — Zur ersten der erwähnten drei Fragen, zur Reparationsfrage, bestreitet Liefmann entschieden, daß Deutschland auf die Dauer fähig sei, seinen Verpflichtungen, die sich aus dem Dawes-Plan ergeben, nachzukommen, und er wirft den Neutralen ihre „Kurzsichtigkeit und Gleichgültigkeit" vor, mit der sie „der wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands durch die Entente zusehen". Verschiedentlich kommt Liefmann in seiner Arbeit auf die Schweiz zu sprechen und er ist der Ansicht, daß gerade sie am stärksten unter allen Neutralen von der Verarmung Deutschlands betroffen werde. Er scheint jedoch die Bedeutung des Fremdenverkehrs für die Schweiz einigermaßen zu überschätzen und den Nachkriegsanteil des deutschen Fremdenbesuchs in der Schweiz (seit der Ordnung der deutschen Währungsverhältnisse) zu unterschätzen. — Besonders bemerkenswert in dem Buch ist die „Theorie des weltwirtschaftlichen Reichtumsausgleichs". Hier frischt Liefmann eigentlich nur alte, volkswirtschaftliche Grunderkenntnisse der liberalen Theorie von Adam Smith auf, was deswegen aber nicht weniger verdienstvoll ist. Die wesentliche Lehre bleibt, daß Gewalt auch in wirtschaftlichen und internationalen Dingen und hier besonders, weit mehr Schaden als Nutzen stiftet. — In einem letzten und 3. Abschnitt beleuchtet Liefmann geistreich die Frage der internationalen Verschuldungs- und Währungsprobleme. Er verwertet dabei stark seine bekannte, nominalistische Geldtheorie, warnt mit Keynes vor der Überschätzung der reinen Goldwährung und tritt mit ihm, für die europäischen Länder, zugunsten einer „manipulierten" Währung ein. Schließlich befürwortet auch er, wie auf der jüngsten Völkerbundtagung Loucheur und andere, eine internationale Wirtschaftskonferenz, die aber, „wenn sie Zweck haben soll, nicht nur Währungsfragen, sondern alle Fragen der internationalen Verschuldung und Reichtumsverteilung zu erörtern hätte".

Hans Honegger.

Literarische Neuerscheinungen.

Rede auf C. F. Meyer zum 100. Geburtstag, von Eduard Korrodi. Orell Füßli, Verlag, Zürich (1925). Broschiert Fr. 3.—.

Diese sozusagen amtliche und von vornherein jeder oberhirtlichen Approbation gewisse „Zürcher Rede" ist bereits in allen Tonarten gelobt und angepriesen worden. Neues zu ihrem Lob läßt sich kaum mehr sagen. Es war ja zu erwarten, daß der Feuilletonredakteur einer dreimal täglich erscheinenden Zeitung, an öffentlicher Feier, vor einem den Dichter liebenden Publikum, unter dem auch die Tochter des zu Ehrenden saß, sich keine Blöße geben und natürlich etwas Formvollendetes liefern werde. Seine Rede hat denn auch ein reiches Material in sehr ansprechender Weise verarbeitet. Sie verdient, ausführlich besprochen zu werden. Der Leser wird am meisten lernen, wenn er neben dem Festredner Korrodi auch den Kritiker Korrodi anhört. Jener findet z. B., daß wir ohnegleichen darbten, wenn nicht immer wieder Dichter erschienen, die verschüttete klassische Träume wieder träumten; ihm bedeutet es eine geistesgeschichtliche Genugtuung, daß die Schweizer dem 19. Jahrhundert das Vollbild der Renaissance schenkten. Dazu bemerkt der andere Korrodi (in seiner Besprechung des Mayne'schen Meyer-Buches, „N. Z. Z.", 20. September)

wörtlich: „Es wäre doch ein Segen gewesen, wenn nicht erst nach der „Angela Borgia" C. F. Meyer von der Renaissance entzaubert worden wäre, wenn der „Verleider", wie man hierzulande sagt, ihn früher gepackt hätte." Und während der Kritiker die Äußerungen Kellers und Meyers über die Zugehörigkeit des schweizerischen Schrifttums zur deutschen Literatur in den Leierkasten verweist, kann der Redner nicht umhin, sich mit dem alamannischen und welschen Seelentum Meyers auseinanderzusetzen, wobei er — der in Paris gewesen — es doch wagt, den Gedichten im Kern erzdeutsche Tracht zuzuerkennen. Besonders erfreulich ist es für alle Verehrer C. F. Meyers, daß sein Kritiker, der am 20. September die Dauergröße des Dichters noch bezweifelt, den neuen Biographen mehr als duldsam gegen die Schwächen des nur Zeitgebundenen hält und schreibt: „Es wäre der Forschung nicht unwert, zu fragen, wie weit C. F. Meyer ein Ende war und wie weit er die Fackel weitergab," unsern Dichter während der Vorbereitung der Rede selbst zu lieben beginnt, sodaß er am 11. Oktober mit Überzeugung ausrufen kann: „... der Dichter den Dichtern dieser Zeit die Fackel weitergibt. Seht ihn! Auch ohne Fackel nicht ärmer geworden, schreitet er nun in jenem von ihm gepriesenen Chor der Toten." — Fragen möchten wir Herrn Dr. Korrodi, was er unter dem „produktiven Deutschland" versteht, das es nicht zugäbe, daß ein großes stilles Leuchten von C. F. Meyer noch in die Weite glänze? Uns scheint, jene „deutschen" Schriftsteller, die dies nicht zugeben, seien nur ganz bestimmte Cliquen von Neutönern, zu deren Sprachrohr sich allerdings die reiche Presse gern aufwirft. Zweite Frage: Was schert sich ein seiner Nation bewußter, völkerbundsfreundlicher Schweizer um das „produktive Deutschland"?

Wohl das schönste Bild seiner Rede widmet Korrodi dem Sichfinden Kellers und Meyers: „... es führten sie zwei selige Mütter zusammen, mit Tränenkrügen nahend, darin das gemeinsame Leid der Mütter aufbewahrt, die die Größe ihrer verloren geglaubten Söhne auf Erden nicht erleben durften." Auch wir hatten in jenen Tagen eine Vision: Im himmlischen Muttergottesfeld war gerade der Kreis jener, die sich auf Erden in Mariafeld gefunden hatten, versammelt. Die Kritik C. Korrodis vom 20. September war soeben von Herwegh schwungvoll vorgetragen worden. Mommsen, Semper, Kinkel und Fick schüttelten den Kopf; Liszt und Richard Wagner erklärten: das gleiche dem Rezensenten, der ihren Sohn und Enkel Siegfried verhöhnt habe; Ettmüller aber gab den beiden Hitzigen zu bedenken, daß hier Ausländer und eingekaufte Schweizer nicht mitzusprechen hätten, worauf Liszt mit einem Finger den „Mazeppa" spielte; General Wille brummte heiser etwas von Taktik; Moleschott versprach, den Übelwollenden physiologisch zu untersuchen; Gottfried Keller tat einen langen Zug aus seinem Nektarkrug und fluchte, Dr. Korrodi habe ihm seinen vollendeten „Arnold Salander" nicht angenommen und auch die Erteilung eines Preises durch Orell Füßli verhindert; Kellers Vater stand auf und drohte, er werde Herrn Korrodi als Gespenst erscheinen. Da vermittelten Eliza Wille und Mathilde Wesendonck, indem sie baten, man möge abwarten. Und sie behielten Recht, denn inzwischen erschien auf Erden — wo himmlische Minuten Wochen bedeuten — die Festrede. Ihr Eindruck war tief versöhnend, eben stand Meyers Vater auf, wohl um der allgemeinen Befriedigung Ausdruck zu verleihen, als wir leider erwachten.

Theophil Spoerri: „Von der dreifachen Wurzel der Poesie". Verlag Orell Füßli, Zürich 1925. Brosch. Fr. 3.—.

Unter den großen Ästhetikern der neuen Zeit zeichnet sich Benedetto Croce auch dadurch vor manchem andern aus — etwa vor dem fast verschollenen Heinrich von Stein — daß er Erfolg hat: seine Werke wirken, man setzt sich mit ihnen auseinander. So geht auch Prof. Spoerri von Croce aus, obwohl er Eigenes in Fülle zu geben hat. Klar und anregend, auch für gebildete Laien, charakterisiert er die drei letzten Generationen mit ihren so verschiedenen Einstellungen gegenüber der Dichtung. Zwischen Welt und Seele pendelte die Richtung unserer Väter: Um 1880 herum herrschte der Naturalismus in der Poesie; positivistisches Denken wiegt vor, von den exakten Naturwissenschaften wird die

Lösung jedes Welträtsels erwartet, die Welt hat keine Geheimnisse mehr, die Psychologie sucht auch der Seele mit Laboratoriumsversuchen beizukommen, Zola schreibt seine Romanreihe. — Enttäuschung, Widerspruch, Reaktion beginnen um 1900: Eine psychologistische Generation ist herangewachsen, Croce, Wölfflin, Gundolf verlegen das dichterische Schwergewicht in das Seelische; Symbolisten siegen, die Lyrik herrscht, Freuds Traumdeutung und die Psychanalyse kommen auf. Und wieder verfließen zwanzig Jahre. Die heutige, von Spoerri spiritualistisch genannte Generation will ein Ganzes, eine Synthese, begnügt sich nicht mit Welt oder Seele, Stoff oder Form. Wie der Verfasser die dritte Wurzel, etwa als religiöse Ahnung zu bezeichnen, herausarbeitet, möge jeder in seiner Schrift verfolgen. Uns scheint sein Versuch herrlich gelungen, dank auch dem vorzüglich gewählten Beispiel „Wanderers Nachtlied". Dem Gesetz der Polarität läßt sich durch das Drama entrinnen. Eine Fülle treffender, ja leuchtender Bemerkungen ist über das Büchlein verstreut. Den Reichtum der 30 Seiten konnten wir nur andeuten.

Wem die Poesie Lebensbedürfnis bedeutet, wird allerdings, wenn er nicht auch die gesamte Literatur über die Poesie kennen kann, Fragen oft nicht unterdrücken mögen. Dem literaturkundigen Laien scheint der Fachästhet oft mühsam eine Wahrheit zu suchen, die er längst empfand. Lange vor Croce fragte die Ästhetik vor allem, wie der Dichter etwas anschaue, nicht was er anschaue. Und ist eine Arbeit wie Schillers Betrachtung des Naiven und Sentimentalischen heute nicht mehr brauchbar? Sind ästhetische Offenbarungen heute wirklich nur im Giornale storico della Letteratura italiana zu holen? Der Verfasser beispielt — man erlaube dieses Wort — da und dort mit Franzosen, wo auch noch andere Europäer in Frage kämen. Und wenn er vom Drama als der höchsten Kunstform spricht, wo alle Künste sich die Hände reichen, mußte da R. Wagners „Gesamtkunstwerk" unbedingt verschwiegen werden?

Diese Fragen mögen zeigen, wie tief Spoerri anzuregen weiß. Seinem größern Werk „Die Deutung der Poesie" sehen wir mit Spannung und Freude entgegen. Möge es bald erscheinen! Wenn Th. Spoerri meint, wie Moses auf dem Berg Nebo schaue Croce hinüber zum Lande der Verheißung, doch dürfe er nicht hinein, so läßt sein Buch uns hoffen, daß unser Zürcher Ästhetiker das gelobte Land betrete und uns mitführe.

Karl Alfons Meyer, Kilchberg.

* * *

Mayne, Harry: Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. Frauenfeld, Huber (1925). XVI, **434 S. Geh. Fr. 15.—.**

Während Adolf Frey in der Vorrede zu seiner heute noch grundlegenden Meyerbiographie bemerkt: „es war nicht meine Absicht, ein Buch über des Dichters Bücher zu schreiben," handelt der vorliegende stattliche Band in der Hauptsache von den Dichtungen Meyers. Auch die Lebensgeschichte ist bei allem Hinweis auf Frey von einem andern Gesichtswinkel aus gesehen. Der ältere Gelehrte war durch die Rücksicht auf die noch lebende Schwester des Dichters beherrscht. Bei Mayne tritt mit psychoanalytischer Grelligkeit das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn zutage. Mayne nimmt keinen Anstand, die nervöse Mutter als die schwerste Hemmung in der so lange verzögerten Entwicklung des Sohnes zu bezeichnen. Daß er Betsy Meyer-Ulrich seltsamerweise zur Welschschweizerin stempelt, hat die Kritik der Tageszeitungen bereits hervorgehoben. Wie Harry Mayne an die einzelnen Werke Meyers herantritt, das verrät tiefgründige Kenntnis und reifes künstlerisches Urteil. Mit einem Gefühl der Sicherheit folgen wir dem Berner Hochschullehrer, wenn er die Dichtungen Meyers gegeneinander abwägt, hier die glückliche Fabel, dort die kunstreiche Einkleidung aufglänzen läßt gleich einem Sammler edler Steine, der sorgsam seine Herrlichkeiten vor die leuchtenden Augen der Bewunderer breitet. Wir haben nie den Eindruck subjektiver Befangenheit. Mayne ist es mit seinem Buche gelungen, einem großen Kreis der Meyerfreunde aus der Seele zu sprechen. Das heißt nicht, daß man in Einzelheiten unbedingt auf ihn schwören muß. Je nachdem uns die Psychologie oder die Form einer Meyernovelle mehr an-

spricht, werden wir mit Mayne im „Heiligen" oder mit Frey in der „Hochzeit des Mönches" den Höhepunkt des dichterischen Werdeganges erblicken. (Freys Urteil entnehmen wir seiner vorzüglichen kurzen Literaturgeschichte der Schweiz, die als 126. Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" erschien.) Im bibliographischen Anhang zu Maynes Buch findet die Studie Hans Corrodis über die neueren Hauptwerke der Meyerliteratur in unseren „Monatsheften", Jahrgang 3, Heft 9, gebührende Beachtung. Auf der Liste der Spezialarbeiten vermissen wir Ernst Haffters umfangreiche Untersuchung über die geschichtlichen Grundlagen des „Jürg Jenatsch". Das sehr dankenswerte, von Gabriele Wild verfaßte Register hat allen Stichproben standgehalten.

Boßhart, Jakob: Die Entscheidung und andere nachgelassene Erzählungen. Zürich, Grethlein (1925). 344 S.

Wenn immer Jakob Boßhart in seinen letzten Lebensjahren nach Zürich kam, war man überrascht von der Lebhaftigkeit, mit der er sich im Freundeskreis am Gespräch beteiligte. Er trank von allen Fluten und Bächlein der Gegenwart. Das macht, daß seine Erzählungen, die er auf dem Liegestuhl im abgelegenen Clavadel ersann, so zeitgemäß anmuten. Wie Gottfried Keller hat Boßhart einen Stich ins Lehrhafte, was uns echt schweizerisch vorkommen will. Ohne zu moralisieren, verleugnet der ehemalige Rektor an der Zürcher Kantonsschule den Erzieher nicht. Sich selbst hat er im Zügel beim gewissenhaften Aufbau seiner Geschichten, bei der folgerichtigen Entwicklung der Charaktere, bei der überlegten Schürzung und Lösung des novellistischen Knotens. Man kann rein technisch Boßhart um seiner saubern Arbeit willen bewundern. Den Erzählungen, welche die Dichtersgattin Elsa Boßhart-Forrer, die Tochter des verstorbenen Bundesrates Ludwig Forrer, zu der vorliegenden Sammlung vereinigt hat, sind wir schon begegnet, sei es im Schweizerischen Tierschutzkalender, als Veröffentlichung des Vereins für Verbreitung guter Schriften und anderswo. Ihr literarisches Gewicht ist verschieden. Die kurze „Legende" hätte als zu wenig ausgeführt wegfallen können. Der einheitliche Ton, den wir an einer Novellensammlung schätzen, darf hier nicht gefordert werden, da Verstreutes zusammengefaßt werden sollte. Die Verschiedenartigkeit wirkt immerhin störend. Der stärkste Eindruck geht von den „Schwarzmattleuten" und der „Jungfer Räßi" aus. Der einstige Bauernbub Boßhart fand stets die überzeugendsten Worte bei der Schilderung unserer Landleute. Freilich, der Vaterlandsfreund mag die Stirn in kummertiefe Falten legen. Der Dichter liebt dunkel zu schattieren, und so stehen wir in der ausgezeichneten Schlußerzählung unseres Bandes wie in andern Geschichten Boßharts vor einem aristokratisch gewordenen, verfallenden Bauerntum, das sich hilflos von städtischen Schiebern verdrängen läßt. Diesmal zwar macht die Jungfer Räßi einen tapfern Gegenstoß. Beinahe rührend wirkt es, wenn der ernste Künstler über die Erzählung helle Sonnenkringeln eines Keller'schen Humors streut. Ohne Zweifel haben wir in Boßhart einen der besten, einen kernigen Schweizer Dichter verloren.

Heyck, Hans: Der Zeitgenosse, Roman. Leipzig, Staackmann (1925). 351 S. Geb. M. 6.50.

Diese Entwicklungsgeschichte eines Großstadtmenschen fesselt. Die Übergangsjahre vom Kind zum Mann sind zwar in Übereinstimmung mit dem Motto des Buches: Man soll nur von dem reden, was man überwunden hat, ironisch behandelt, wie denn überhaupt der leichte Ton des Spötters dem Romane zu unrecht die Gefühlstöne allzu sehr verdeckt. Wie jeder begabte junge Mensch erwartet Johann Fasterding von sich etwas Außerordentliches. Daß er sein Ziel mit Berliner Unverfrorenheit verfolgt, kann uns im Grund die Sympathie nicht rauben. Je weiter wir aber im Romane vordringen, desto weniger erfüllen sich unsere und des Helden Erwartungen. Die ars amatoria meistert Johann zwar schon als Gymnasiast. Der Verfasser bucht seine verschiedenen Liebesspiele mit demselben verzeihenden und stolzen Wohlwollen wie Fasterding älter, der zum Kunstgewerbe abgedrängte Vater-Künstler. Die erotischen Szenen haben in der Tat den meisten Lebensgehalt. Die übrigen Entwicklungsmomente

wirken äußerlich. Heyck kommt über das Herzählen von Tatsachen nicht recht hinaus. Wir erleben das Scheitern Johanns in den Berufen eines Schauspielers, Tänzers, Kinoregisseurs, Soldaten, Spartakisten nicht. Wohl empfinden wir, daß ein Charaktermangel die Ursache des Versagens ist; allein die seelische Begründung tritt nicht scharf genug hervor. Der negative Held ist vom Zufall abhängig. Er ist letzterdings ein Pechvogel im Beruf, in der Freundschaft und in der Liebe, während die Absicht des Verfassers war, das Windige seines Charakters für seine Mißerfolge verantwortlich zu machen. So aber zürnen wir dem berühmten Schauspieler John Asmund um der leichtsinnigen Art willen, mit der er den Unbequemen abschüttelt; Theo, der Jugendfreund, dessen Fliegererlebnisse Heyck den Anlaß zu packenden Natur- und Kriegsschilderungen bieten, hält nicht Treue, und die einzige Frau, die Johann zum Halte gereichen könnte, verläßt ihn. Leben wir im untergehenden Abendland in einer so gemütsarmen Zeit? Wenn ja, dann hätte Heyck die Tragik nicht wegscheuchen sollen aus seinem Buche. Wir brauchen nicht das skeptische Lächeln eines Voltaire. Die Eleganz des Stiles kann uns wohl ästhetisches Behagen erwecken; aber unserer Not wird dadurch nicht abgeholfen. Hans Heyck ist ein Könner; nun soll er uns noch zum Helfer und Enträtsler der trüben Daseinsbedingungen werden.

Häberlin, Paul. Wege und Irrwege der Erziehung. Grundzüge einer allgemeinen Erziehungslehre. 2. Auflage. Basel, Kober, 1920. 348 S.

Paul Häberlin ist ein Grundpfeiler der modernen Erziehungslehre. Auf seine Ergebnisse wird immer wieder Bezug genommen. Doch sind seine Hauptwerke so ausschließlich in der Sprache der Fachgenossen, der Psychologen und Philosophen, geschrieben, daß ihre praktische Anwendung für Lehrer und Eltern eine mühsame, fast abschreckende Arbeit bedeutet. Im vorliegenden Buche entwickelt er seine Lehre in gemeinfaßlicher Weise. Das ist umso erfreulicher, als Häberlin durchaus kein bloßer Ideologe ist, sondern den unbeirrten Blick für die Wirklichkeit, für die Nöte und Hemmungen unserer Zeit hat. Sein Endziel der Erziehung liegt auf einem verklärten Gipfel; aber wie ein gewissenhafter Bergführer kennt er die Schründe, die Lawinengefahr, den Steinschlag beim Aufstieg. Wollte man in dem Buche Häberlins ein Rezept für einzelne Fälle suchen, würde man enttäuscht. Der Verfasser zeigt, wie im allgemeinen die Erziehungspraxis am besten zu gestalten sei. Seine Pädagogik erfordert von Seiten des Erziehers eine beständige Arbeit an sich selbst so gut wie am Zögling. Die mannhafte Art Häberlins, sich mit dem Leben auseinanderzusetzen, die feste Zucht des Willens und Gewissens machen ihn recht eigentlich zum nationalen Erzieher. Unser Volk kann nichts besseres zu seiner sittlichen Ertüchtigung tun, als seinen Lehren nachzuleben.

Helene Meyer.

* * *

Emil Ermatinger: Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus. Mit drei Tafeln in Lichtdruck nach Kupferstichen der Originalausgaben. 1925. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. Preis geh. 4 Mk.

Während die landläufige Literaturgeschichte den „Simplicissimus" bald als Schelmen- und Abenteuer-, bald als Zeit- und Entwicklungsroman bezeichnet oder in die Rubrik der Satiren schiebt, zeigt Ermatinger auf Grund maßgebender Zitate mit einleuchtenden Argumenten, wie dieses Werk eine Zusammenfassung und zugleich eine Überstufung all dieser Arten darstellt, was daher rührt, daß Grimmelshausen seinen ungeheuren Erlebnisstoff, im Gegensatz zu andern Dichtern seiner Epoche, als Denker und Persönlichkeit verarbeitet und seine Zeit sich darin spiegeln läßt, bis das Bild, unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit gerückt, ihm Antwort gibt auf seine Fragen nach der Erlösung des Menschen. Er findet sie, trotzdem er katholisch geworden, darin, daß die Gesinnung des Menschen Stärke genug gewinne, um ihn, nach Luthers Forderung, zu sittlichem Handeln zu zwingen.

So ward der tiefsinnige und humorvolle Zeitgenosse Shakespeares, dem er in vielen Dingen ähnelt, zum Vorläufer Goethes, ohne daß der Bürgerdichter weder von Seinesgleichen, noch von den zeitgenössischen Hof- und Herrendichtern, noch von den philosophierenden Versmachern der folgenden Epoche erkannt und gewürdigt worden wäre. Selbst ein Lessing, der ihn bloß dem Namen nach kannte, ging an ihm vorbei, obschon sich Grimmelshausen schon vor Leibniz aus schweren Erfahrungen und grübelndem Denken über den Sinn des Lebens heraus eine Weltanschauung gebildet und, von der Morgenluft der kommenden Zeit umwittert, Gedanken- und Ideenkörner ins Neuland ausgeworfen hatte.

Schon damals also, nicht erst heute, war die lesende Welt auf Modedichtung eingestellt, wie es bereits einem Logau bewußt wurde. Kein Wunder also, wenn der faustische Erkenntnisdrang Grimmelshausens sich über die Skribenten und Vielwisser lustig macht, ihn nach innen, zur christlichen Theologie lenkt, und über die Überlieferungen der Mystiker hinausführt. Die Wirklichkeit des unerbittlich wechselvollen Lebens wird seine Lehrmeisterin, und nach dem Bildungsgesetz der Unbeständigkeit entwickelt er das Leben seines Simplicissimus. Aber die Niederlagen und Demütigungen, welche diesem beschert sind, dienen doch nur dazu, die Fragen nach dem Sinn und Wert des Lebens anzuregen und dieses durch gründliches Nachdenken und Nachempfinden zu deuten. Und alles Erkennen dient wiederum der Erlösung, und diese kann uns nur aus Gesinnung und Lebensstimmung heraus zuteil werden. Selbst die Natur wird von G. vergeistigt und verinnerlicht und der Blick des Helden aus den ewigen Wandelungen der Erscheinungswelt ins geistige Sein hinaufgeführt, ohne den Schauenden indessen dem Diesseits der Tageswelt, an der wir mit allen Sinnen hangen, zu entreißen; denn in ihr wirkt und webt Gott. Das Zeitlich-Wandelbare wird zum Gleichnis des Göttlich-Ewigen. Das Leben entwickelt sich aus der Spannung polarer Gegenkräfte.

Der Leser kommt unter der geistvollen Führung des Verfassers zum Schlusse, daß die „geeinte Zweiheit von mittelalterlichem Jenseitsglauben und neuzeitlicher Diesseitsfreude, von Geist und Natur und Gott und Welt in Grimmelshausens Werk einen künstlerischen Stil von wahrhaft genialer Ausdruckskraft geschaffen hat, wie ihn, außer Shakespeare, kein anderer Dichter der Zeit erreicht." Stellt man die sittliche Verwahrlosung der Zeit diesem gehaltvollen Werke gegenüber, ist die Tat Grimmelshausens um so erstaunlicher; selbst die Roheit ist ihm Mittel zu sittlichem und künstlerischem Zweck.

Vom gleichen Verfasser erschien in zweiter Auflage im oben genannten Verlage, nur wenig verändert, **„Das dichterische Kunstwerk"**, das zum Teil im Gegensatz zur bequemen historisch-positivistischen und zur ebenso beliebten philosophisch-reflektierenden Literatur-Auffassung eine dynamische entwickelt, nach welcher das dichterische Schaffen als „ichbedingte Schöpfung von Leben" betrachtet wird. Preis geh. Mk. 5.60.

Weitere Zusätze und genauere Überprüfung hat Ermatingers nunmehr drei Bände umfassende **„Deutsche Lyrik seit Herder"** (Preis geh. je Mk. 7) erfahren, ohne daß mehr Dichter der Betrachtung unterworfen worden wären. Zweifellos wäre das in sich geschlossene und einheitliche Werk durch Aufnahme weiterer Dichter aus neuer und neuester Zeit Gefahr gelaufen, die innere Form zu sprengen. Es handelt sich für Ermatinger nicht darum, von möglichst vielen Dichtern Porträte zu entwerfen, sondern diejenigen zu erfassen, welche als symbolische Vertreter von Richtungen gelten können und imstande sind, das organische Wachstum einer lyrischen Epoche zu veranschaulichen. Hauptziel bleibt für Ermatinger die Zeichnung weltanschaulicher Zeitgründe, Darstellung der Geistesgeschichte, wie sie in der Lyrik zum Ausdruck kommt und weiterhin kommen kann; denn auch die Kunst ist nichts Abgeschlossenes, sondern etwas beständig Werdendes. Man fühlt sich darum, namentlich im dritten Bande, auf neues poetisches Gebiet, vielfach Tastender und Suchender, gewiesen, wo Wegweiser ragen, die in die dunkle Zukunft hinausführen.

Das Verständnis für das wahre Wesen der Lyrik wird anhand treffender Beispiele gefördert; aber auf Rezepte verzichtet der Verfasser glücklicherweise vollständig. Adolf Vögtlin.

F. Pauli: Radierungen.

„Die ungestüme Entwicklung — und das bedeutet zugleich Wandlung — Paulis stellt keine geringen Anforderungen an den Betrachter seiner Kunst. Es ergeht ihm wie einem Wanderer, der auf seinem Bergpfade stets durch neue und unvermutete Aussichten überrascht wird, ohne die Möglichkeit einer Orientierung, die das Einzelne zu einem organischen Teil des Ganzen werden ließe. Erst eine hochgelegene Warte gewährt ihm diese Überschau und stillt seinen Erkenntnisdrang." So sagt Paul Schaffner in seiner meisterhaften Einleitung.

Diese Warte, auf die viele Freunde Paulischer Kunst mit Sehnsucht gewartet haben, steht nun hochaufgerichtet, weite Umschau gestattend da. Mit 48 Tafeln nach Radierungen, mit 13 Nachbildungen von Zeichnungen, eingeleitet und mit einem knappen, aufschlußreichen Text von Dr. Paul Schaffner versehen, als Werk-Katalog ausgebildet von einem berufenen Fachmann, Dr. August Klipstein, ist im Eugen Rentsch-Verlag kurz vor Weihnachten das Pauli-Buch erschienen.

Die Abbildungen, die in kluger Auswahl nur Wesentliches bringen, führen uns von den Anfängen (1907) bis zur Gegenwart. Erste Blätter zeigen uns Pauli im Bann romantischen Wesens. Noch sind es äußere Einflüsse, vielfach literarischer Art, die die Inhalte seiner Radierungen bestimmen. Aber klar tritt schon auf seinem Selbstbildnis (1909) die eigenwillige Persönlichkeit ans Licht. Und klar ist von allem Anfang an die künstlerische Sendung des Radierers. Niemals hat er sich von literarischen Einflüssen zu unkünstlerischen, erzählenden Formulierungen verleiten lassen. Ein ursprünglicher künstlerischer Instinkt bewahrte ihn davor, die seichte Bahn eines nebelhaften Neuromantizismus zu beschreiten. Anfang seiner Darstellung bleibt immer das Naturobjekt — erst wenn er dieses beherrscht, durchdringt er es mit den starken Säften seiner Persönlichkeit.

Auf den 48 Tafeln kommt eine künstlerische Entwicklung von fast unglaublicher Schnelligkeit und Folgerichtigkeit zum Ausdruck. Man darf nicht vergessen, daß das gewaltige Werk in weniger als zwanzig Jahren entstanden ist. Wenn wir das fast Staufferisch-kühle Selbstbildnis von 1909 zum Ausgangspunkt nehmen, wenn wir sehen, wie sich der Künstler 1913, Leben und Tod in den Händen, in noch nicht völlig zu höherer Bildeinheit verschmolzener Weise darstellt, wenn wir den Grübler betrachten, als der er uns 1917 entgegentritt auf einem künstlerisch schlackenlos durchgebildeten Blatt, und wenn wir den Reichtum und die trotzige Ausdrucksfülle auf dem Selbstbildnis von 1922 bewundern, dann wird uns mit einemmal klar, welch weiten Weg der Künstler in beinah nachtwandlerischer Sicherheit zurückgelegt hat. Es ist ein Weg, den man äußerlich als eine Entwicklung seiner technischen Kenntnisse (Pauli versucht sich in immer neuen handwerklichen Ausdrucksmöglichkeiten), und als eine Verfestigung seines Stilgefühls festlegen könnte. Aber wie wenig ist damit gesagt. Mancher bloße Könner bringt ein ebenso sicher gebautes, ein technisch ebenso vollendetes Blatt hervor. Das wesentliche an Paulis Werden ist das drängende Wachstum seiner Persönlichkeit. Und mit dem Aufblühen seines Wesens wächst in ihm die künstlerische Ausdruckskraft. Ob er ein Bildnis gestaltet, ob er eine Landschaft in mächtigen Formen aufbaut, ob er — den mystischen Spielen der Phantasie hingegeben — den Zauber des Irrationalen, die schreckhaften Erscheinungen des Traums auf die Platte bannt, immer entsteht ein Blatt von untadliger künstlerischer Haltung. In unzähligen Abstufungen, vom feinsten Kreuz- und-Quer des schattierenden Linienwerks über den breiten, saftigen Strich bis zur sammetschwarzen breiten Fläche verwendet er alle graphischen Ausdrucksmittel. Und nie braucht er sie äußerlich-artistisch, immer dienen sie ihm als notwendige Träger dessen, was er an Persönlichstem auszudrücken hat.

Selbstverständlich können Blätter von so hohem künstlerischem Wert, von solcher technischer Vollendung nur im Original voll genossen werden. Aber es sind wenige, die Paulis Gesamtwerk in einiger Vollständigkeit besitzen; uns andern bietet das Buch wenigstens die Möglichkeit, uns über Paulis Entwicklung ein klares eindeutiges Bild zu machen, ein Bild, wie es eben nur entsteht, wenn man rückblickend die Fülle des Geschehens zur einheitlichen Entwicklungslinie zusammendrängen kann. — Aber das Buch gibt uns mehr. Die einleitenden Worte Schaffners geben schon einen Begriff davon, welch hohen, auch in künstlerischer Hinsicht einwandfreien Standpunkt der Verfasser der Gestaltenwelt Paulis gegenüber einnimmt. Wie er den Lebensgang des Künstlers in kurzen, wesentlichen Worten schildert, wie er seine Bildnis- und Landschaftskunst, seine Traumbilder und seine religiösen Darstellungen uns nahe bringt, ist schlechterdings vollendet. Dazu gesellt sich der Katalog, der sachliches Material in gedrängter Fülle bietet und sich dadurch dem Sammler unentbehrlich macht. — Alles in allem ein Buch, das in jeder Hinsicht höchsten Anforderungen genügt und das bald — es ist in nur 800 numerierten Exemplaren hergestellt — ob seiner praktischen Brauchbarkeit und seiner sachlichen Tiefe zu den Seltenheiten des Büchermarkts gehören wird.

Max Irmiger.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Boßhart, Jakob: Die Entscheidung; Grethlein, Zürich.
Ermatinger, Emil: Weltdeutung in Grimmelshausens Simplicius Simplicissimus, Teubner, Leipzig.
— Das dichterische Kunstwerk; Teubner, Leipzig.
— Deutsche Lyrik seit Herder.
Frantz, Gunther: Rußlands Eintritt in den Weltkrieg; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.
Häberlin, Paul: Wege und Irrwege der Erziehung; Kober, Basel.
Hartmann, Kurt A.: Die Zukunft des Goldes; Speyer & Peters, Berlin.
Hesse, Fritz: Die Mossulfrage; Vowinckel, Berlin.
Heyck, Hans: Der Zeitgenosse; Staackmann, Leipzig.
Korrodi, Eduard: Rede auf C. F. Meyer; Orell Füßli, Zürich.
Liefmann, Robert: Vom Reichtum der Nationen; Braun, Karlsruhe.
Ludwig, Emil: Kaiser Wilhelm II.; Rowohlt, Berlin.
Mayne, Harry: C. F. Meyer; Huber, Frauenfeld.
Pauli, F.: Radierungen; Rentsch, Zürich.
Romier, Lucien: Explication de notre temps; Grasset, Paris.
Spoerri, Theophil: Von der dreifachen Wurzel der Poesie; Orell Füßli, Zürich.
Wilhelm, Kronprinz: Ein Buch zur Kriegsschuldfrage; Cotta, Stuttgart.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Hans Schacht, Professor für Deutsch und Literatur am Gymnasium, Privatdozent für Sanskrit an der Universität, Lausanne. — **B. J.,** Rio de Janeiro, Brasilien. — **Placidus Meyer v. Schauensee,** Luzern. — **Dr. Roman Boos,** Redaktor am Preßtelegraph, Basel. — **Dr. Hans Oehler,** Zürich. — **Dr. Peter Hirzel,** Zürich. — **Dr. Hektor Ammann,** Aarau. — **Dr. Hans Raschle,** Baden. — **Hermann Hagenbuch,** cand. phil., Baden. — **Oberst Carl Frey,** Advokat, Basel. — **Dr. Eugen Bircher,** Aarau. — **Walter Beyli,** Fürsprech, Aarau. — **Dr. Hans Honegger,** Schriftsteller, Zürich. — **Karl Alfons Meyer,** Kilchberg. — **Frau Dr. Helene Meyer,** Kilchberg. — **Dr. Adolf Vögtlin,** Zürich. — **Max Irmiger,** Kunstschriftsteller, Bern.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: Gebr. Leemann & Co., A.-G., Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.